



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Beitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{4}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{4}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Die Unterschrift.



Nein, sagte Colette zu ihrer Freundin Lila, die bei ihrer Toilette zugegen war, — nein, es gibt kein größeres Unglück, als ein schlechtes Gedächtniß. Ich bin in der schlimmsten Verlegenheit.

— Ei, was gibt es denn schon wieder? Erzähle mir Deine Geschichte; vielleicht kann ich Dir rathen. Doch ist es

thöricht, daß Du Dich über eine Gedächtnißschwäche beklagst. Wo wären wir — ich und Du und noch manche Andere — wenn wir nicht die Gabe des Vergessens hätten? In diesen Zeiten, da ein Liebhaber dem andern gleicht, besonders in der eintönigen Kunst, unsere Genüsse zu vervielfältigen und zu verfeinern, wäre es schrecklich, den Liebhaber von gestern nicht vergessen zu haben, während der Liebhaber von heute einen Triumph über uns davonträgt, in welchem er so zahlreiche Vorgänger gehabt hat. Jeder Reiz der Neuheit wäre verloren!

— In der Theorie magst Du Recht haben; aber in der Praxis ist eine solche Vergesslichkeit wie die meinige, unlängbar mit Unannehmlichkeiten verbunden. Du wirst mich bedauern, wenn Du erfährst, was mir geschehen ist.

— Was ist Dir geschehen?

— Du wirst entsetzt sein.

*

Nach kurzer Weile fuhr Colette, mit lieblich erröthenden Wangen, also fort:

— Glaubst Du, daß ich die verflossene Nacht allein geschlafen habe?

Lila erwiderte ohne Zögern:

— Nein, ich glaube es nicht.

— Du hast Recht, in diesem Punkte nicht zu zweifeln.

Was mich betrifft, so weiß ich bestimmt, daß ich nicht allein die Treppen heraufgekommen bin (Du kennst ja meine Furchtsamkeit!) und daß, als das Kleid abgestreift war, eine sehr zärtliche Stimme mir Komplimente machte über die weißen Rundungen, auf welche die Ampel ihren rothigen Schimmer warf. Und dann folgten Stunden, so süß und wönig, wie man sich sie nur wünschen kann. Ach, meine Theure! Die Pessimisten wissen nicht, was sie reden; es gibt hienieden noch Menschen, für die man sich begeistern kann. Als ich heute Morgens im Bette erwachte, (das der Liebhaber schon früher

verlassen hatte, wie es sich für einen wohl erzogenen Mann geziemt) war ich von Dankbarkeit erfüllt für den Mitschuldigen meiner Verderbniß.

— Bis jetzt finde ich in Deiner Geschichte noch nichts, was Deine Trostlosigkeit erklären würde.

— Ach, warte nur das Ende ab. Ja, ich war voll Dankbarkeit. Aber, als ich meine Erinnerungen sammeln, als ich den köstlichen Küffen einen Namen geben wollte, war mir dies unmöglich. Wer Derjenige war, dem ich so viele Freuden zu danken hatte, (die ich ihm ehrlich vergalt) — ich wußte es nicht. Ich erinnere mich nur an ein fröhliches Souper, Champagner, schwarze Fräcke, defolletirte Kleider, ausgelassene Trinksprüche. Was zum Schlusse geschehen, als Alle aufbrachen; wem ich gestattet habe, in meinem Wagen Platz zu nehmen — daran erinnere ich mich nicht mehr. Vergebens strenge ich mich an, den Namen und die Züge Desjenigen in mein Gedächtniß zurückzurufen, der drei oder vier Stunden mir so unvergeßliche Freuden bereitet hat.

*

Lila war nachdenklich geworden.

— Dein Fall ist ein außerordentlicher, sagte sie endlich.

— Sage lieber: ein trauriger. Denke nur, was geschehen kann. Ich werde diesem Liebhaber, der mir theuer war unter Allen, vielleicht morgen begegnen, ohne ihn zu erkennen. Was wird er von mir halten?

— Waren Dir denn die Theilnehmer an diesem tollen Souper unbekannt?

— Nein, ich kannte sie Alle; aber, so viel ich im Champagnernebel zählen konnte, waren es ihrer fünfzehn oder zwanzig.

— Ei, Teufel!

— Und vergebens zermartete ich mein Gehirn, um mich zu erinnern. Da ich in der Zeitung oft gelesen habe, daß man durch irgend einen am Thortore zurückgelassenen Gegenstand dem Urheber eines Verbrechens auf die Spur gekommen, (der Verbrecher war, ach, in meinem Falle anbetungswürdig!) habe ich heute Morgens, bevor Du zu mir kamst, das Bett und alle Winkel des Zimmers durchsucht; ein Handschuh, ein Taschentuch, oder was weiß ich? hätte mich auf die Spur geführt. Aber nichts, nichts! Der Genosse meiner Freuden hat weder in meinem Akov, noch in meiner Erinnerung die geringste Spur zurückgelassen!

— Ei, ei! sagte Lila; und was ist denn das da?

Und sie zeigte mit ihrem rothigen Finger an dem vollen Arme Colette's, ganz nahe bei dem Mysterium der Achselhöhle eine roth-bläuliche Stelle mit kleinen Vertiefungen, die sich durch das unterlaufene Blut ganz blau abzeichneten.

*

— Das? fragte Colette, den Kopf zur Seite wendend, um die Stelle zu betrachten.

— Ja, das.

— Ach, Du nöthigst mich, Dir zu gestehen, daß der unbekannte Liebhaber mich mehr als einmal mit großem Ungestüm geküßt hat, was ich gern geschehen ließ, wenn ich auch zum Schein darüber klagte. Es ist nicht unmöglich, daß er

mich ein wenig gebissen hat. Aber was liegt daran, da ich seinen Namen nicht kenne?

Lila neigte sich hinzu, um die Stelle genauer zu betrachten und sagte dann:

— Möchtest Du wirklich gerne wissen, wen Du heute Nacht mit Deiner Liebe beglückt hast?

— Oh, Liebste! . . .

— Es war Herr von Marciac.

— Es wäre mir durchaus nicht unangenehm, wenn er es gewesen wäre. Allein, woran hast Du den Autor des göttlichen Liebesgedichtes erkannt, das mich noch jetzt entzückt?

Nun war an Lila die Reihe zu erröthen. Sie wandte den Kopf ab und flüsterte:

— An seiner Unterschrift

Catulle Mendès.



O U J O U X.

Die Ehe ist eine Wissenschaft; Viele erlernen sie auf Kosten Anderer.

*

Ein liebendes Weib gleicht einer Leier, die ihre geheimen Töne nur Demjenigen offenbart, welcher ihre Saiten anzuschlagen versteht.

*

Es gibt im Leben ebensowenig zwei Augenblicke ganz gleicher Wonne, wie es am selben Baume zwei völlig gleiche Blätter gibt.

*

Die keuscheste Ehefrau kann zugleich die wollüstigste sein.

*

Jeder Tag verlangt sein Menu. Und das gilt nicht nur vom Essen.

*

Es ist leichter Liebhaber zu sein, als Gatte; aus dem einfachen Grunde, weil es schwerer ist, täglich geistreich zu sein, als zeitweise artige Dinge zu sagen.

*

Ein Ehemann soll nicht zuerst einschlafen und nicht zuletzt aufwachen.

*

Der Ehemann, welcher keinem Begehren mehr Raum läßt, ist ein verlorener Mensch.

*

Die Ehefrau ist eine Sklavin; doch muß man es verstehen, sie auf einen Thron zu setzen.

Die gute Hauswirthin.

I.

Als Grethe — vor drei Monaten und etlichen Tagen — das Weib des Hans wurde, war ihr gerade jene eheliche Pflicht am wenigsten bekannt, auf welche die Lebemänner das meiste Gewicht legen. Die Keuschheit ihrer Seele und ihre Einfalt waren so groß, daß sie von dem Beispiel der Tauben, Hühner u. s. w., die sich in dem Austausch ihrer Instinkte bekanntlich wenig Zwang anthun, gar nichts profitirte. Sie war noch immer des Glaubens, daß die Kinder im Gemüsegarten wachsen und wenn sie ein Kohlhaupt zu entblättern hatte, that sie dies mit der äußersten Vorsicht, um nicht irgend ein unschuldiges Wesen zu verwunden oder zu tödten.

Wenn dem so ist, warum hat Grethe geheirathet? Und besonders: warum hat sie den Hans geheirathet, diesen schönen Jungen mit den flammenden Augen, den breiten Schultern und der stolzen Haltung? Mein Gott! Ganz einfach, um Frau zu sein, ihre eigene Häuslichkeit zu haben, mit neuen Möbeln, Küchengeräthen, Eßgeschirr, Mehl und Speck in der Speisekammer und Wein im Keller, kurz mit Allem, was zum Wohlstande einer Frau gehört.

II.

Wir wollen nun mit einer Binde vor den Augen — nach dem Beispiele Amor's — den Kopf hinter die Bettvorhänge stecken, welche das junge Glück der Neuvermählten bergen. Da es sich nicht um Konkubinen handelt, sondern um ein Ehepaar, das vor Gott und den Menschen in aller Form Rechtsens vermählt ist, darf unsere Neugierde als berechtigtes Verlangen nach Belehrung angesehen werden.

Hans hat soeben zu seinem jungen Weibchen gesprochen; aber so leise, daß wir nichts davon vernommen haben. Grethe aber antwortet ihm laut und deutlich:

— Mein Lieber! das Spiel, zu welchem Du mich einladest, scheint mir sehr leichtfertig. Wir thäten besser, daran zu denken, was uns fehlt. Vor Allem brauchen wir Teller, glatte und Suppenteller, zwei Duzend von jeder Gattung. Und weiter . . .

Jetzt wird sie wieder von Hans unterbrochen; er flüstert wieder so leise, daß wir nichts davon verstehen können.

— Du bist aber gar nicht ernst, mein lieber Hans! sagt jetzt Grethe wieder. Laß' mich in Ruhe mit diesen Dummheiten und sprechen wir lieber von den Gegenständen, die wir demnächst anschaffen müssen. Mit einer Suppenschüssel können wir uns nicht begnügen, denn sie kann ja brechen. Wir brauchen ferner eine Sauce-Schüssel, zwei runde Schüsseln, eine lange . . .

Hans unterbricht sie von neuem und ergeht sich in einem von Seufzern häufig unterbrochenen Monolog.

— Nein, nein! ruft Grethe. Wenn Du nicht aufhörst, steige ich aus dem Bette. Wir haben Zeit genug, uns mit diesen Dummheiten zu beschäftigen, wenn wir einmal unser Haus eingerichtet haben. Ohne komplettes Küchengeschirr kann ich Dir keine guten Speisen bereiten; ich brauche eine Kuchenpfanne, zwei kleine . . .

Hans verlegt sich wieder darauf, seiner jungen Frau geheimnißvolle Dinge ins Ohr zu wispern und von Zeit zu Zeit unterbricht etwas wie ein Schluchzen seine Stimme.

— Ei, das ist zu stark! ruft Grethe. Es ist schändlich, an solche unflätige Sachen zu denken, während Küche und Geschirrschrein noch nicht mit dem Nöthigen versorgt sind, daß man sich vor anständigen Leuten schämen muß. Man hat mich darauf vorbereitet, mich bei Dir sauberer Dinge zu

versehen; aber eine solche Unzucht hätte ich mir doch nicht vorgestellt!

So verfloß die erste Nacht in der Ehe des armen Hans, der am folgenden Tage das Recht hatte, seine Frau „Jungfer Grethe“ zu nennen.

III.

Er beeilte sich, seine Schwiegermutter aufzusuchen und ihr sein Leid zu klagen. Doch diese sagte ihm:

— Mein lieber Schwiegersohn! Es geziemt mir nicht, mit meinen mütterlichen Ansehen mich in diese Dinge einzumengen; da wäre es mit Eurem eheherrlichen Ansehen sogleich zu Ende. Aber ich will Euch einen Rath geben. Meine Tochter ist sanft wie ein Lamm, aber eigensinnig wie ein Esel. Da Ihr nunmehr ihre Schwäche für das Geschirr kennt, wird es Euch ein Leichtes sein, alles von ihr zu erlangen, was Ihr wollt. Ein Weib in ihrem Alter sehnt sich mehr nach Geschenken, denn nach Liebkosungen. Darum müßt Ihr Eure Freigebigkeit so einrichten, daß Ihr damit recht lange das Auslangen findet.

— Sprecht deutlicher!

— Nun denn: versprecht ihr für den Anfang einen Teller, so oft sie Euch zu Willen ist. Da werdet Ihr Zeit gewinnen. Und sorget dafür, Eure Schuld sogleich zu bezahlen, denn die Frauen sind wie die Kinder und was ihnen heute eine Freude ist, werfen sie morgen vielleicht wieder weg.

Hans befolgte in allen Stücken die Rathschläge seiner Schwiegermutter und befand sich sehr wohl dabei. Sein Weibchen war so nachgiebig geworden, als er sich es nur immer wünschen konnte. Acht Tage später befragte die Mutter ihre Tochter:

— Mein Kind! Bist Du mit dem Mann zufrieden, den wir Dir gegeben haben?

— Oh ja, Mutter!

— Beschäftigt er sich mit seinem Hause?

— Das will ich glauben; er hat mir schon vier Duzend Teller geschenkt.

Die nachsichtige Mutter lächelte und sagte:

— Mehr brauchst Du auch nicht.

IV.

Und nun wollen wir zu den Bettvorhängen von Serge mit rothen und blauen Blumen zurückkehren. Diese Vorhänge haben seither so viele schöne Dinge gesehen, daß auch die blauen Blumen fast roth geworden sind. Die jungen Ehegatten plaudern noch immer, aber jetzt hört man den Mann und die Frau gleichmäßig.

— Wie, mein Schatz: Du willst nicht? Welche Laune ist das wieder? Warum?

— Nein; es langweilt mich.

— Was? Es langweilt dich?

— Ja, immer die nämliche Geschichte.

— Nun?

— Wir haben schon Teller genug.

Und mit einer einschmeichelnden Stimme, welcher kein Mann hätte widerstehen können, am allerwenigsten der verliebte Hans, fügte sie hinzu:

— Liebes Männchen! Ich brauche jetzt eine Salat-schüssel . . .

Jean qui rit.

Im Coupé.



— Sie reisen allein, meine Gnädige?
— Glauben Sie mir: noch keiner meiner Reisegefährten hat so lange mit dieser Frage gewartet . . .

Im Stadtpark.



— Wenn man uns so beisammen sieht, lieber Alfred, würde man mich für Deine Frau halten . . .
— In der That schauen mich alle Herren so an, als ob sie meine Schwäger wären.

Die Zigarren.

Es war dem Herrn Obersten Burgstädt dasjenige passiert, wogegen er sich für immer gefeit gehalten hatte: er verliebte sich. Die kleine Mizi hatte es ihm angethan und allezeit rasch in seinen Entschlüssen, hatte er um ihre Hand angehalten. Die kleine Mizi sagte „Ja“ und ward so Frau Oberstin.

Von der Hochzeitsreise zurückgekehrt fühlte sich der Oberst von schweren Sorgen erfaßt. Er erinnerte sich, daß er nicht immer Oberst gewesen. Vor dreißig Jahren war er Lieutenant und auch sein Oberst hatte eine junge hübsche Frau. Doch nicht umsonst war er einst Lieutenant; er wird sich zu hüten wissen. Und dann: was sollen überhaupt diese Skrupel? Seine Frau ist die verkörperte Tugend und ist verliebt in ihren Gatten. Dann sagte er sich mit vielem Selbstgefühl: „Einen stattlicheren Obersten als ich bin, gibt es in der ganzen Armee nicht mehr. Wenn ich mit entblößtem Säbel, die Brust mit funkelnden Orden und Medaillen bedeckt, an der Spitze meines Regimentes einher reite, blickt noch gar manche hübsche Frau mir nach.“ Der Oberst sagte sich dies so oft, daß er es schließlich selbst glaubte. Doch Vorsicht schadet nicht.

Er ging so wenig aus, als möglich. Und um seine Frau nicht in Versuchung kommen zu lassen, gab er seinem Adjutanten die Weisung, daß künftig Niemand in Amtsgeschäften in seine Wohnung zu kommen habe. Auch entließ er seinen Diener. Man kann nicht wissen: den Frauen ist doch nicht recht zu trauen.

Nunmehr war der Oberst mit sich selbst und seiner Frau zufrieden.

Als Oberst Burgstädt eines Tages von einer Übung ermüdet heimkehrte, lief sein Frauchen ihm entgegen, reichte ihm die rothen Bäckchen zum Kusse und sprach:

— Lieber Mann! Du warst heute so lange weg. In Deiner Abwesenheit fühle ich mich so vereinsamt.

Nicht umsonst war der Oberst einst Lieutenant. Er wußte, daß man die Frauen nicht warten lassen dürfe, weil sie sich langweilen. Die Langeweile aber ist der Tod der Tugend.

— Mein Täubchen! Ich will eine Gesellschafterin für Dich suchen, sprach der Oberst. Ja, ich habe sie sogar schon gefunden. Ein sehr anständiges Fräulein . . . Ich kenne sie noch aus der Zeit, da ich Lieutenant war . . .

Am Abende des nämlichen Tages war Fräulein Julie installiert. Der Oberst legte ihr ans Herz, sie möge für die Zerstreuung seiner Frau sorgen, über ihr geistiges und leibliches Wohl sorglich wachen. Fräulein Julie versprach Alles und der Oberst konnte nun wieder ruhig sein.

Die Frau Oberstin hatte allen Grund, mit der Wahl ihres Gatten zufrieden zu sein. Fräulein Julie war eine kluge, geistreiche Dame. Sie begriff das Leben so wie es war, mit all' seinen Anforderungen und Begierden. Sie hatte die Erfahrungen vieler Jahre für sich und diese Erfahrungen waren nicht von der Art, daß sie wegen derselben erröthen hätte — können. Der Oberst bemerkte sogar mit Erstaunen, daß Fräulein Julie vom Triumphwagen noch immer nicht herabsteigen wolle, vielmehr einen so hübschen Verehrer habe, wie er selbst einst als Lieutenant gewesen. Doch das kümmerte ihn nicht;

er war mit Fräulein Julie zufrieden, denn seine Frau klagte nicht mehr über Langeweile.

Im Gegentheil, sie war jetzt immer sehr heiter gestimmt und that sehr verliebt gegen ihren Gatten. Sie gestattete ihm sogar zuweilen, das Kaffeehaus aufzusuchen und eine Partie Tarock zu spielen. Kurz: im Hause des Obersten herrschte idyllischer Frieden.

Nur einmal, ein einzigesmal zog eine flüchtige Wolke über den Himmel seines Eheglücks. Er hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Zahl seiner Zigarren, die in einer Schachtel auf dem Nachtkästchen standen, sich auffallend rasch vermindere. Voll Argwohn fragte er seine Frau:

— Mizi! Außer uns Beiden betritt Niemand dieses Zimmer; wo kommen denn meine Zigarren hin?

Mizi schloß glückstrahlend den Gatten in ihre Arme und sagte:

— Oh, theurer Mann! Aus dieser Regung der Eifersucht sehe ich, wie sehr Du mich liebst! Ich wollte Dich auf die Probe stellen, ob Du mir auch treu seist und habe von den Zigarren dem Verehrer Juliens gegeben.

Und der Friede ward mit einigen heißen Küffen besiegelt.

Als am folgenden Tage Juliens Anbeter wieder kam, nahm die Frau Oberstin ihn bei der Hand und sagte ihm leise:

— Liebster Freund! Wenn Sie zu mir kommen, bringen Sie sich auch Zigarren mit . . . Kallistos.



Gedanken über die Frauen.

Ein Gelehrter wurde gefragt, was schlimmer wäre, ein zu schönes oder ein zu häßliches Weib? „Wer ein zu schönes Weib hat“ — versetzte er — „bekommt Kopfschmerzen und wer ein zu häßliches hat, bekommt Seitenstechen.“

Um im Ehestande ruhig zu leben, müßte der Mann taub und das Weib blind sein.

Eine zänkische Frau schalt einst ihren Mann und warf ihm Geldgier vor, „Du wärest im Stande, nach meinem Tode die Tochter des Teufels zu heirathen, wenn er Dir nur brav Geld mitgäbe“ — polterte sie. „Das könnte wohl sein“ — meinte der Schalk — „aber das Schlimmste dabei ist, daß man nicht zwei Schwestern heirathen darf.“

Ein Weib ist ein Arsenal en miniature. Sie hat Pfeile in den Augen, ein Schwert im Munde, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen und ohne Patronentasche ihren Patron doch immer in der Tasche.

Die Ehe ist eine große Strafe für die Männer. Nur ist schwer zu begreifen, warum Adam schon vor dem ersten Sündenfall gestraft wurde, indem ihm ein Weib gegeben ward

Es gibt nur ein böses Weib in der Welt; die meisten Männer glauben, daß sie es haben.

Die Sprödigkeit der Mädchen und Frauen ist meist nur eine schlecht vorgehaltene Maske, durch welche das Verlangen nach Genuß blickt.

Eine 60-jährige Dame sagte zu Cicero, daß sie nicht älter, als 40 Jahre sei. Der große Redner antwortete ihr: „Ich würde unrecht thun, dies nicht zu glauben, da Sie mir es schon seit 15 Jahren versichern.“

Als Sokrates einst gefragt wurde, ob es rathsam sei zu heirathen, antwortete er: „Du magst heirathen, welches Weib Du willst — es wird Dich immer gereuen.“

Einst wurde Milton gefragt, weshalb in gewissen Ländern der Fürst im vierzehnten Lebensjahre für regierungsfähig erklärt werde, während er erst im achtzehnten Lebensjahre heirathen dürfe? „Dies kommt daher“ erwiderte Milton — „weil es schwerer ist, über ein Weib, als über ein Volk zu regieren.“

Eine alte Jungfer mit bunten Schleifen und Bändern gleicht einem Schiffe, das Hilfslosungen gibt und jeden kühnen Abenteurer zu einer schnellen Rettung herbeiruft.

Und doch haben auch alte Weiber alle Stücke der Schönheit an sich, nur daß dieselben sich am unrechten Platze befinden, so z. B. das Roth in den Augen, das Schwarz an den Zähnen u. s. w.

Ueber eine alte Jungfer, die trotz ihrer vergerückten Jahre noch auf einen Mann hoffte, schrieb ein Boshafter:

Ein Trost, trotz ihrer grauen Haare,
Den ihr der Neid nicht rauben kann:
In kurzer Zeit wird sich der Armen
Ein Mann, im Ernst ein Mann, erbarmen.
„Und welcher denn?“ Der Knochenmann!

Dr. Lucifer.

Das Lied von der Treue.



Ich hatt' ein feines Liebchen,
Das liebte mich so treu;
Trat ich zu ihr in's Stübchen,
Ward mir so wohl dabei.

Und als ich mußte scheiden,
Brach's Herz ihr fast entzwei
Und dort bei jenen Weiden
Schwur sie mir ew'ge Treu.

Ein Jährchen war vergangen,
Bis ich dann wiederkam;
Halb freudig, halb mit Bangen
Den Weg ich zu ihr nahm.

Ich trat zu ihr in's Stübchen,
Oh weh, was ich da sah!
Es schrie ein kleines Bübchen, ...
— Wo war wohl der Papa? —

Fulu.

Amor und Chloë.

Einst wollte Amor mit seiner Lieblings-Nymphe, der ver-
liebten Chloë, sich einen Scherz machen. Er nahm die
Gestalt ihrer intimsten Freundin, der muthwilligen Cynthia
an und erschien so bei der verliebten Nymphe.

— Sage mir, Chloë, sprach der Liebesgott, indem er
die Stimme der Cynthia sehr geschickt nachahmte, — sage
mir: worin liegt die Liebe?

— Die Liebe wohnt in der Schalmei des schönen
Daphnis, erwiderte Chloë. So oft ich die Klänge der Schalmei
des Daphnis höre, beginnt mein Herz heftiger zu pochen.

— Und wenn der schöne Daphnis nicht mehr seine
Schalmei bliese, würdest Du aufhören, ihn zu lieben?

— Wie kannst Du Solches von mir denken? Wenn
Daphnis nie mehr seine Schalmei bliese, so würde ich ihm
deshalb nicht weniger zugethan sein

— Nun, worin liegt dann die Liebe?

— Ich habe mich vorhin geirrt, theure Cynthia. Nicht
in Daphnis' Schalmei, sondern in Daphnis' Augen wohnt die
Liebe. So oft ich ihm in die Augen schaue, beginnt mein
Herz stürmisch zu pochen und mein Blut rascher zu kreisen.

— Und wenn der große Zeus Deinen Daphnis seiner
schönen Augen berauben würde, würdest Du ihn verlassen?

— Oh, Cynthia! Ich würde ihn deshalb nicht ver-
lassen, würde ihm vielmehr meine Augen leihen und den
unglücklichen Daphnis nur umso treuer lieben.

— Dann wohnt die Liebe doch nicht in seinen Augen!

— Du hast Recht. Jetzt weiß ich schon, wo die Liebe
wohnt. Sie birgt sich in Daphnis' Kusse. Ich weiß das sicher,
theure Cynthia; denn nur wenn er seine Lippen auf die
meinigen preßt, empfinde ich die wahre Glückseligkeit.

— Oh, Chloë! Und wenn Dein Daphnis seine Heerde
so weit wegtreiben würde, daß Eure Lippen sich nicht mehr
finden würden, ja daß Du ihn gar nicht mehr sehen könntest:
würdest Du ihn dann nicht mehr lieben?

— Ich fühle, daß ich mich nach ihm zu Tode sehnen
würde!

— Nun, dann sage mir: worin liegt die Liebe?

Chloë's Augen füllten sich mit Thränen, denn sie wußte
Cynthia nichts mehr zu antworten.

Da fühlte Amor Mitleid mit der armen Chloë. Er
streifte plötzlich die Gestalt der Cynthia ab und nahm die
seinige wieder an.

— Ach, Amor! flehte jetzt Chloë, sage mir doch: worin
liegt die Liebe?

Amor lächelte und sagte in fröhlichem Tone:

— Fühlst Du es denn nicht, Chloë, daß Liebe und
Sehnsucht Eins sind? ... So lange Du nach Daphnis Dich
sehnst und Daphnis nach Dir, wird die Liebe nimmer von
Euch weichen. ... Darum sorget dafür, daß Euer sehnsüchti-
ges Verlangen sich niemals ganz erfülle und daß Ihr, wenn
Ihr Euch in den Armen lieget, das Mämlche fühllet, wie wenn
Meilen weite Entfernungen Euch von einander trennen.

Satanello.

Der verliebte Cerberus.



— Was wollen Sie, Unverschämter? Packen
Sie sich hinweg!

— Oh, meine Gnädige! Ich habe Ihnen so oft
das Thor geöffnet; öffnen Sie mir doch einmal
das Thürchen zu Ihrem Herzen!



ONBONNIÈRE.

Der Kardinal Camus verbot einst den Damen von Grenoble, mit entblößtem Busen öffentlich zu erscheinen. Kurz nach seiner Verordnung sah er eine Dame mit stark enthüllter Brust in einer Gesellschaft.

Er sah sie eine Weile starr an und da er sie sehr häßlich, ihren Busen schwarz und mager fand, sagte er kaltblütig, sich zu den übrigen Damen wendend:

— Merken Sie sich's, meine Damen, unter solchen Umständen habe ich's nicht verboten.

*

Logik.

— Wenn es wahr ist, daß Glück im Spiel Unglück in der Liebe bedeutet und umgekehrt, dann wird mein Mann heute Glück am Turf haben.

— Woher weißt Du dies?

— Nachmittag empfangen ich den Besuch seines Freundes, des Oberlieutenants B.

*

Entmuthigung

— Meine Gnädige! Wenn Sie der Preis wären, würde auch ich mich am Rennen betheiligen.

— Oh, Ihre Manier ist nicht so gewinnend.

*

Aus der Halbwelt.

— Unglaublich, Tata! Der dicke K., der ob seiner Knauferei so berühmt war, ist ein Verschwender geworden; er wirft das Geld zum Fenster hinaus . . .

— Ach, sage mir doch seine Adresse! Du weißt ja, daß ich zu ebener Erde wohne und daß bei diesem schönen Wetter meine Fenster immer offen sind.

*

Aus der Theaterwelt.

Im Foyer des B.-Theaters wurde über Fr. K., eine der hübschesten Sängerinnen des Hauses geplaudert und Alle stimmten darin überein, daß sie vom Publikum sehr geliebt sei.

— Ach ja, bemerkte die boshafte kleine B., — und sie erwidert diese Liebe auch.

*

Zu spät.

Herr Biedermaier ertheilt seinem Sohne, der einige Jugendstreiche auf dem Gewissen hat, eine strenge Rüge.

— Aber, bedenke Papa, sagt der liebe Jüngling, daß auch Du einst jung gewesen und Deine Poffen getrieben hast!

— Leider nein, seufzt Herr Biedermaier. Als ich jung war, hatte ich kein Geld und als ich reich geworden, war es zu spät . . .

*

Ein guter Schwiegersohn.

— Nun, Doktor! Wie denken Sie über den Zustand meiner Schwiegermutter?

— Seien Sie beruhigt mein Herr! Sie leidet an Asthma und das ist ein Freibrief für die Langlebigkeit.

— Ach, kuriren Sie sie doch von ihrem Leiden! . . .

*

Die alte Kofette, Fr. S. erschien neulich mit Brillanten von großem Werthe in ihrer Loge.

— Die Herrenwelt scheint vor 1848 sehr splendid gewesen zu sein, bemerkte ein Habitué des Saales.

Studentleins Noth.



Bald ist nun Semesterschluß
Und wir sollen colloquiren;
Und am wenigsten vergibt
Unser Geograph ein Irren.
Kann nun, da ich keinen hab',
Mich am Globus nicht belehren;
Und doch rieth er: „Lernet gut
Nur die beiden Hemisphären.“
Klagt's der Miethfrau Töchterlein.
Sagt sie: „Kleiner Sohn der Musen!
Halber Kugeln brauchst Du zwei?“
Und führt meine Hand zum Busen.
Ich, nicht dumm, versäume nicht,
Mich recht gründlich zu belehren —
Unerwartet kam ich ja
Zu den schönsten Hemisphären.

Sidonie.

(17)

ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

X.



Am 6. Juni 1885 befand sich eine aus dem Hafen von Dänkirchen ausgelaufene Schaluppe, mit 17 Kanonen armirt, in Sicht der Küsten von Norwegen. Sie führte den Namen „Thule“. Sie trug auf

ihrem Kiel eine gemalte Oceanide, mit weit offenen Augen, die gen Norden blickte. Sie schwamm unter dem Kommando des Kapitäns Nicolas Gourdan, von der französischen Marine, hatte 14 Offiziere, 43 Matrosen und einen einzigen Passagier an Bord.

Sie sollte die norwegische Küste hinauf fahren, Bergen und Trondjem passiren, den Polarkreis überschreiten, Moskensäe, eine der Kosoden, erreichen, Hammerfest, die letzte Stadt der Welt, zurücklassen, das Nordcap umschiffen und sich dann in das Unbekannte wagen. Die Thule sollte dann im Eismeer die lange Nacht des Winters überdauern; dann, mit eintretendem Frühjahr, wenn die Sonne wieder aufgeht, sollten Offiziere und Matrosen, das Zugseil der Schlitten auf den Schultern, auf Pfaden, die mit Säge und Spitzhacke in die Eisberge gebrochen werden, durch den Wirbel der Schneestürme und die eisigen Nebel marschirend, die geheimnißvollen, bleichen Regionen des Poles zu erreichen trachten. Ob sie wohl die Schaluppe jemals wieder auffinden werden, um auf dem Fahrzeuge zu den sonnigen Himmelsstrichen der Heimath zurückzukehren?

Unterhalb von Bergen, angefihts der zerrissenen, zerklüfteten Küste, hielt die Thule. Kein Seemann darf sich ohne Piloten in diesen greulichen Archipel wagen; man nimmt gewöhnlich in Bergen oder in Odde einen Piloten an Bord.

Ein Boot wurde ausgesetzt; ein Lieutenant und drei Matrosen stiegen in dasselbe ein, um ans Land zu rudern und den Piloten an Bord zu holen. „Kommen Sie mit, Cardenac!“ rief der Lieutenant. Der Passagier erwiderte: „Recht gern.“ Und einen Augenblick später steuerte die Barke nach dem Hardangerfjord.

Cardenac war heute, nach vier Jahren, der nämliche Mann, der angefihts der auf der Bahre liegenden Mutter zu Castel Lauterds keine Thräne gefunden hatte: das nämliche harte, fast versteinerte Gesicht, die nämliche stolze, gering-schätzigige Haltung, die noch wilder erschien in Folge der eigen-thümlichen Ausrüstung, — Pelzkleider, Revolver und Hacke im Gürtel — die den Theilnehmern an Polar-Expeditionen vorgeschrieben ist.

Er saß wortlos im Hintertheil der Barke und betrachtete mit kalter Aufmerksamkeit den Fjord, die Berge und weiterhin die Gletscher und Eisfelder. Einen Augenblick schien er überrascht: er hatte die drei Gebäude bemerkt, die, eines über dem andern, auf dem Gebirge standen. Wer hat hier diesen Palast, diese Kirche, diese Gruft erbauen lassen? Er versank in Nachsinnen.

Als sie gelandet waren, fragte der Lieutenant: „Nun, Cardenac, Sie kommen nicht mit uns nach Odde?“ — „Nein, Sie werden mich hier finden.“

Als er allein geblieben war, begann er den steilen Hang zu erklimmen. Der Palast war auf allen Seiten geschlossen. Nicht das geringste Geräusch war zu vernehmen. Ein ausgestorbene Haus. Cardenac stieg nun die in den Felsen gehauenen Stufen empor. Auch die Kirche war geschlossen. Er ging um das Gotteshaus herum und suchte die Thüre der

Sakristei zu öffnen. Die Thüre wich seinem Drucke, aber die Kirche war leer und kahl.

Nun erklimm Cardenac den schmalen Pfad, der im Zickzack zur höchsten Spitze des Berges hinauführte. Mit einem gewissen Neid bewunderte er das Grabgewölbe von weißem Granit, das zwischen Meer und Meer dalag, gleich einer Sphinx, die in die Ferne starrt. War auch das Grabgewölbe leer, wie der Palast und die Kirche? oder ruhten Diejenigen darin, die in dem Palaste gelebt, in der Kirche gebetet hatten? Wie sanft müssen sie ruhen da oben, in der einsamen Höhe, angefihts des unendlichen Raumes!

Nach einigen Schritten stand er vor der Thüre des Grabgewölbes.

Kein Schrei entfuhr seiner Kehle und er machte keine Bewegung. Er starrte wie blöd vor sich hin: die eiserne Thüre trug in plumpen Einschnitten folgende Inschrift:

Hier ruhen
Leopold und Stephana von Roquebrussane
der Bruder und die Schwester
die sich liebten.

Er las diese Worte und las sie wieder und immer wieder. Und angefihts dieses posthumen Trevels gegen die menschliche Scham; angefihts dieser Schamlosigkeit der Blutschande, die sich verewigt und in der erhabenen Ewigkeit des Todes sich zu heiligen sucht, erfaßte ihn ein solcher Zorn, daß er die Hacke aus seinem Gürtel riß und mit einigen wuchtigen Schlägen die eiserne Thüre sprengte.

Er betrat das Grabgewölbe und mit ihm drang auch das Tageslicht ein. Auf dem Doppelbette des Sarges, dessen Bretter aus den Fugen gegangen waren, unter dem Häuflein verwelkter Blumen, zwischen einigen Fetzen modernder Stoffe lagen zwei Skelette. Die schmalen Knochen ihrer Finger waren in einander verschlungen und zwei goldene Ringe funkelten daran. Zu Seiten der Skelette stand eine erloschene Lampe.

Cardenac wich zurück. Sei es, daß ein Grauen ob des gewaltsamen Eindringens in diese Gruft seinen Zorn erstarren ließ; sei es, daß der Aublick dieses Ehebundes von Bruder und Schwester in dem ewigen Nichts in ihm ein Gefühl für die Größe dieser das Grab überdauernden Liebe erneckte: aber er stand unbeweglich da und senkte nachdenklich den Kopf. Warum war er in dieses Grabgewölbe eingedrungen? Er wußte es nicht mehr. Vom Zorn fortgerissen, ohne Gedanken war er hereingestürzt. Jetzt sagte er sich, daß die Todten ein Recht haben auf die Stille, auf das Dunkel, auf geschlossene Thüren. Und angefihts dieser beiden Gerippe, deren eines einst der Genosse seiner Kindheit, der Freund seines mannhaften Strebens, ein hoffnungsvoller Jüngling gewesen, bemächtigte sich seiner allgemach eine tiefe Nührung.

Mit einem letzten wehmüthigen Blicke schied er von dem traurigen Orte

Eine Stunde später schiffte er sich wieder auf der „Thule“ ein, um nach Norden zu steuern.

E n d e.